

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 43 (1963-1964)
Heft: 7

Artikel: Unmarkierte Strassen
Autor: Roters, Hilde
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161510>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unmarkierte Straßen

HILDE ROTERS

Alles ist wunderbar in Ordnung. Um drei Uhr früh hat er den Anschlußzug erreicht. Umgestiegen aus weiß Gott woher. Der Nebel ist Nebel, aber nicht mehr meiner. Meiner sitzt im dunklen Abteil am Fenster und schaut hinaus. Es ist ein richtiges Abteil von einem richtigen Zug, der einsam und sicher durch den Nebel fährt.

In lebhaftem Hinundher erwarten die Gäste in der Hotelhalle den Zug. Die Uhr steht auf sechs. Ich sitze im Sessel und folge durch die hohen Fenster dem Gang der Sonne: vom sanften Morgen über den leuchtenden Mittag, den endlosen brütenden Nachmittag entlang. Erst seit sie langsam in den Abend zu sinken beginnt, entdecke ich Schatten auf meiner Zuversicht.

Ich drehe mich um. Die Uhr zeigt sechs. Mit einem Ruck stehe ich auf und gehe hinüber zum Portier.

«Der Zug hat Verspätung?»

«Welcher Zug?»

«Der Zug — der Zug —.»

«Es kommt kein Zug mehr.»

«Also kommt er erst morgen?»

«Morgen? — nein. Der letzte Zug war gestern.»

Es sind die Toten, Geliebten, die selbst im Traum nicht mehr erscheinen. Es knarrt auf der Treppe. Man lauscht ersterbend. Die Schritte sind verstummt.

Aber Berge? Berge, die sich im Traum verleugnen? Berge, die eigentlich noch existieren sollten, wenn man den Aussagen der Touristen trauen darf. Glaubt mein Traum etwa nicht, daß die Berge meiner Kinderzeit noch stehen?

Am Vierwaldstättersee sah ich Berge zum erstenmal. Wenn man so will, auch zum letzten: keine erste Kindheitsreise wird von der zweiten und dritten, wird überhaupt wieder erreicht. Kein See der Welt wiegt sich in der Pracht und Süße des Grüns, das unseren Dampfer bei Kehrsiten empfing. Was können Montblanc und Dent du Midi mir bedeuten, nachdem einst der Pilatus an meinem Tisch gesessen hat? Und wem hinter friedlichen Hügeln urplötzlich die Mythen begegnet sind und mit süßem Schrecken seine Kindheit durchwandert haben, dem erscheint selbst das eisige Matterhorn nur in sanftem Gewölke.

Das Gewitter unserer Ankunftsnacht klingt in späteren nach. Die Uraufführung aber war jenes Unwetter auf dem Bürgenstock, das die elektrische

Leitung zerschlug und die Hotels in Dunkelheit legte. Blitze zerschnitten die Nacht, knatterten, krachten, dröhnten. Und mit ihnen stiegen Berge aus dem Nichts hervor und versanken wieder. Am nächsten Morgen erwachten wir aus dieser fiebernden, tobenden Landschaft in einen rein gewaschenen Tag. Wie Tannhäusern nach den Schauern des Venusberges empfingen uns Wiesen und Kuhgeläute. Und Berge, die zur Nacht mit Feuer an den Himmel geschrieben waren, ruhten in Sanftmut und Würde.

Zwanzig Jahre lang habe ich in der Ferne von diesen Bergen und diesem See geträumt. Sie haben sich in mein Nachtleben eingedrängt und mit bewundernswerter Standhaftigkeit wieder verhüllt. Nicht ein einziges Mal sind sie ihrer negativen Position müde geworden.

Freunde holen mich in New York mit ihrem Wagen ab: «In drei Stunden sind wir in Luzern!» Mein Herz knischt vor Glück und Überraschung. Wir sausen hügelab und hügelab. Schon säumen europäische Dörfer die Straße. Noch zehn Minuten — noch drei Minuten — eine halbe Minute, und im unendlichen Bruch versagt sich das Ziel.

Wir laufen im Central-Park über Hügel und Böschungen. Die Anhöhen werden felsig, wir klettern und klettern. «Was ist dort oben?» frage ich atemlos. — «Du weißt nicht?! Du weißt nicht?!» Ja — ich weiß: vor uns die Berge und unter uns der Vierwaldstättersee.

Mama und ich schlendern durch die Holsteinische Schweiz. Ich kenne den Weg: in zahllosen Träumen beginnt er, und niemals endet er. Ich dränge vorwärts. Der See blinkt zwischen den Bäumen. Gewißheit rinnt durch alle Adern. Noch eine Biegung. Nur noch dies Wäldchen.

Niemals hab ich den Vierwaldstättersee im Traum erreicht und niemals seine Berge gesehen. Sind Träume etwa nicht allmächtig? Hörte ich doch, daß Träume Berge versetzen können.

Plötzlich und endlich siegt Neugierde über diese nächtlichen Gespinnste, und ich bestellte eine Flugkarte in die Schweiz. Wie so oft arten friedliche Reisevorbereitungen zuletzt in eine Schlacht aus. Mit dem Aufstieg des Flugzeugs aber sinken Freund und Feind in die Tiefe, und ich schwebe ohne Gewicht durchs All. Was mich dieser Erde so ganz entzieht, ist nicht nur der plötzliche Urlaub, den ich meinem Chef abgerungen, sondern ein leave of absence, den ich mir selber gegeben habe, jene Erlaubnis mich von aller Gegenwart zu entfernen. Ich bin ein Abenteurer auf der Welle eines Traumes.

Erst am nächsten Tag im Zug erfaßt mich die praktische Seite meines Abenteuers. War ich auch aus der Gegenwart ausgestiegen, so reiste ich doch keineswegs der Vergangenheit nach, Motiven etwa, die ein Lebensalter zurücklagen. Eine Reiseroute ganz anderer und unerhörter Art begeisterte mich: die Route in eine Wirklichkeit, die ich, trotz mancher Lawinen- und Gipfelkonferenz-Berichte der Times, im tiefsten Herzen nicht mehr für wirklich hielt.

Jetzt endlich scheinen Phantasien sich von ihrem fließenden Charakter fort in einen festen Aggregatzustand zu begeben, der neu und höchst erquickend ist. Mit Behagen fühle ich Erde unter mir rollen, und das Auge genießt, was immer am Fenster vorüberzieht. Schon säumen europäische Dörfer die Straße. Vertraute Namen erscheinen und bleiben zurück.

Ein törichtes Lächeln der Verwunderung liegt auf meinem Gesicht. Ich weiß es, aber ich unternehme nichts dagegen.

Die Landschaft ist feucht und grau. Am Morgen waren Gewitterregen niedergegangen. Hie und da hellt es sich auf. Hoch am Himmel entdecke ich eine feine Linie. Natürlich, dies können noch nicht die Berge sein; nur Kinder malen Berge ganz oben in den Himmel, wo nichts mehr hingehört. Wir rollen einer Wolkenwand entgegen. Sie schiebt und lockert sich. In der Ferne bleibt eine zackige Linie. Dunst löst sich von den Wiesen ab nach oben, wo Wolkenmassen sich wieder zusammenziehen. Arglos ruht der Blick auf ihnen. Der Zug macht eine Kurve, und plötzlich liegt über dem Wolkenmeer eine Kette von Bergen. Sie wachsen aus keinem Tal herauf, ohne Wurzeln, ohne Sockel schweben sie am Himmel. Dunst und Wolken noch gehören zur Erde, zu mir und dem fahrenden Zuge. Diese Berge aber hoch in den Lüften sind ohne Maß und ohne Gesetz, eine Pracht, die das Herz zu Tode erschreckt und zu Tode entzückt.

*

Freunde hatten mir ein Zimmer in Luzern besorgt. Nie wäre ich auf die Idee gekommen, es könnte nicht in einem der kleinen, bejahrten Hotels sein, die zum Inbegriff von Luzern gehören. Mein Taxi aber schwenkte ab und hielt vor einem Riesenkasten am See.

In der Hotelhalle ging es lebhaft zu. Die Neuangekommenen drängten zum Portier. Die schon ansässigen Gäste strömten aus den Zimmern herunter, von der Promenade herein oder erhoben sich aus ihren Sesseln im Leseraum und Vestibül. Alles wandte sich den Speisesälen und Terrassen zu. Zwischen Palmen und Blumen sah ich gedeckte Tische und eilende Kellner.

Verblüfft schaute ich auf dies mondäne Getriebe. War der Vorhang über dem falschen Stück aufgegangen? — Der Portier nannte meine Zimmernummer, und ein Boy steuerte mich durch die Gruppen zum Fahrstuhl.

Das Gepäck war untergebracht. Leise zog der Boy die Tür hinter sich zu. — Hier endlich war es gut und richtig. Ich warf den Mantel aufs Bett und stand noch eine Sekunde zögernd da. Die Leere des Zimmers beseligte mich, der weiche Teppich und die große Stille. Wie durch einen heiteren Traum ging ich ans Fenster und schob die Gardine beiseite: alles da draußen war, wie es sich gehörte!

Da bist du, Pilatus.

Staunen füllte mein Herz über so viel Verlässlichkeit.

*

Wir waren schon fünf Personen im Wagen, als ein irischer Setter sich noch im Hintergrunde placierte. Die Autofahrt auf den Bürgenstock war mir neu. Als Kinder bestiegen wir in Kehrsiten die Drahtseilbahn, die so wunderbar schräge war wie der Berg, an dessen Wand sie hochfuhr. Ja, unerhört und verwegen stieg sie direkt am Abhang hoch — langsam, ganz langsam. Verwegenheit im Schneckentempo. Leicht besorgt kosteten wir sie aus, diese Paradoxie, mit der die Bahn uns aus der Tiefe holte und behutsam immer neuen Landschaften entgegenhob.

Ganz unverwegen jedoch ist unsere heutige Autofahrt. Zeigt nicht alles seine flacheste, kühlsche Seite an diesem strahlenden Frühlingstag!

Dicht an meinem Ohr atmet es plötzlich laut und heftig. Speichel tropft auf meine neue Bluse. Und ein Riesenhundekopf schaut mir über die Schulter. Rostrote Seide das Haar, die Ohren kindlich weich, ernst und vornehm das lange Profil. — Eine Welle von Wärme zieht von diesem Hundegesicht in mein gelangweiltes Herz. Es ist, als öffnete sich eine Klappe nach unten, wo Schmerz und Lust in törichtem Durcheinander hausen, wo ein kleiner Privat-Urwald jene Geheimnisse braut, für die wir mühsam Namen und Ordnungen erfinden, wo Jahre weder verrinnen noch sich in Gegensätzen etablieren, weil hier alles *eine* Zeit und früh und spät ein und dasselbe ist.

Nun, dieser späte Hund weiß nichts von den vielen frühen, in deren Kostüm er einhergeht. Er sieht mich eine Sekunde stumm an und wendet sich wieder pustend der Landschaft zu. Welch ein Segen, daß Hunde nicht ahnen, wie ich sie liebe. Ganz blödsinnig stände ich da, wenn sie mich durchschauten. — Gerade wie ich meine Nase in dieses nach Sonne und Hund duftende Fell stecken will, entspringt es mir in großem Bogen: wir sind auf dem Bürgenstock angekommen.

Wie man als Kind mit einem Tuch vor den Augen als «Blinde Kuh» sich im Kreise drehte und im vertrauten Raum nicht mehr zurechtfand, so begann meine ganz konkrete Erinnerung an Park-, Grand- und Palast-Hotel, seit meiner Kindheit das Dreigestirn, das Abc der Hotelhierarchie, zwischen blühenden Büschen und Bäumen, Brücken und Auffahrten zu verschwimmen.

Endlich stehe ich im Eingang des Grand-Hotels, schaue aus nach dem vergitterten, kleinen Raum, in dem man sachte nach oben schwebte und die Riesenhalle unter sich versinken sah; nach dem Speisesaal, wo es festlich nach Bratensoße und frisch gestärkten Servietten roch und golden von den Tischen leuchtete: in der Frühe floß Honig in feinem Gerinnsel oder in mächtigem Strom auf unsere Hörnchen; abends brach das Licht der Kronleuchter sich in der gelierten Bouillon, die zu Kristallen zerhackt und zu Hügeln gehäuft auf den Aufschnittplatten glitzerte. — Droben in den Zimmern aber erwachte an jedem Morgen mit uns das Wunder, das «Sommerreise» heißt. Sommerreise! kräht der Hahn, brummt die Fliege, schweigt die atemberaubende Landschaft im Fenster. Endlich Stimmen nebenan: der Tag ist aus dem Sack!

Papa nimmt die Schnurrbartbinde ab. Mama legt die Brennschere in eine lange, blaue Flamme. Enttäuschungen vom Tag zuvor, Angstträume der Nacht — alles verdampft in den Präliminarien eines neuen Tages, der strahlend heraufsteigt und dessen ewige Wiederkehr getränkt und besiegelt ist mit dem Duft von Papas Birkenhaarwasser und Mamas leicht angesengelten Löckchen.

Es ist eine Geisterwelt, durch die ich flaniere. Wo wir als Kinder unter Bäumen, zwischen Wurzelwerk und Moos Gärten für die Schnecke Caligula bauten, die wir zu Gast geladen hatten, schmiegen sich heute edle Rasen um die sanft geschwungenen Konturen eines Schwimmbassins. Diese überraschende Montage einer Hollywood-Szenerie auf die Spitze eines Schweizer Berges hat noch einen anderen Aspekt. Ein paar Stufen tiefer sieht man durch eine Art Bullaugen die gleichen Schwimmer, die sich oben laut und eifrig tummeln, stumm wie Fische durchs Aquarium gleiten. Der oberen, tätigen Sphäre und ihrer festen Umrisse ledig, schwingen sie sich glanzvoll auf und nieder in den magischen Linien der Planlosigkeit.

Unser kleiner Rundgang endet wieder am Grand-Hotel. Der Schweizer Architekt mit seinem Setter begleitet mich. Er sucht vergebens für mich die Veranda, wo ehemals mit Pomp und Getöse das Reich der Berge die Szene betrat. Wo kann diese Veranda gelegen haben? Wann fiel sie der Restaurierung zum Opfer? Er erklärt mir Umbauten und Neuanlagen auf dem Bürgenstock, als gingen wir durch Pompeji und Herculaneum.

Verschüttet — nicht verschüttet.

Die ganze Reise, das sehe ich jetzt, ist ein geologisches Problem. Ich schaue hinunter in den Abgrund des Alters, wo Schichten auf Schichten gelagert sind. Und wenn mir auch etwas schwindlig wird ob der Tiefe, so ist es doch nicht das Alter und nicht die frühe Schicht mit ihren Eindrücken und Bildern, die mich verwirrt und gefangen hält. Es ist die Faszination des «Zugleich», jenes Phänomens, daß Zeiten auf Zeiten geschichtet eine irisierende Qualität annehmen, wenn es uns gelingt, die oberste, drängende, tägliche Schicht zu verlassen und in dem Ganzen zu ruhen. So, keinerlei Lebensstufe verhaftet und keinem Detail, erscheint mir die Zeit in einer wunderlichen Transparenz, die nichts verrät und nichts verheimlicht, in einem schillernden Zugleich.

Auf der Terrasse finden wir die übrige Gesellschaft wieder, die eben auf ein Uhr den Lunch angesetzt hat. Aus dem Speisesaal kommt ein Hauch von Bratensoße und frisch gestärkten Servietten. Auf der Terrasse aber duftet es stürmisch nach Frühling und Flieder. Hamilkar oder Cato oder Plato, oder wer immer er sein möge, schaut von mir zu seinem Herrn und wieder auf mich. Er spürt in mir den Kollegen, der mit hängender Zunge darauf brennt, noch einmal davonzulaufen, während sich jetzt alles behaglich niederläßt. Mein Blick ruht einen Moment in diesen Augen, die sich auf etwas höchst Ungereimtes in mir reimen. Dann laufe ich davon.

Ich hatte guten Grund, die Hammetschwand im Sturmschritt zu nehmen, denn wenig Zeit blieb mir bis zum Lunch. Aber ich rannte nicht für Pünktlichkeit und Ordnung, ich lief um mein Leben. Würde die Landschaft, die mich zwanzig Jahre lang genarrt hatte, sich endlich ergeben? Was konnte sie schließlich hier, wo sie hingehörte, noch anderes tun als da-sein, da-sein?

Nun, da war sie.

Das Pathos meiner New Yorker Träume, die im Hochglanz der Unerfüllbarkeit leuchteten, war verwirrt. Abgelöst von dem schlichten Erwachen? Nein, von einer höchst unsoliden Existenz, einer zeitlosen, irisierenden, die à la Mille Feuilles luftig und duftig auf der Zunge zergeht.

Vor mir aber, gebunden in Realität, liegt die früh entrückte Landschaft. Die Berge lächeln in Sanftmut und Würde. Tief unter mir kräuselt sich der Vierwaldstättersee.

Hin und wieder segelt ein Fädchen, ein Flaum von Erinnerung durch das Bild.

*

Von nun an begann ich mit den Großen dieser Erde auf gutem Fuß zu stehen. Ich sah den Mythen furchtlos ins Angesicht. Heiter kreuzte ich den See von links nach rechts, von hinten nach vorne. Des Abends erwartete ich in der Altstadt von Luzern den Mond. Klar und silbern trat er zwischen die Bäume. An meinem Tisch mit heißer Schokolade und Lampions vorbei stürzte die Reuß. Mein Buch lag aufgeschlagen auf Seite siebenundzwanzig. — Eines späten Abends beschloß ich, in meine Vaterstadt zu reisen.

Lockte es mich, einmal selbst zu sehen, was auf dem großen Erdrutsch Neues gewachsen war? Wollte ich Geschichte studieren? Wenn ich das wirklich wollte, so kam es jedenfalls nicht dazu. Es begann dort gleich mit einem leichten Schwindelgefühl. Das bekannte Stadtbild erschien wie zwei-, drei-, viermal übereinander photographiert. Das war verständlich. Doch dann passierte etwas, das gegen alle Regeln verstieß. Natürlich hatten Erinnerungen das Recht, erinnert zu werden, wieder aufzuleben, wie man so sagt. Aber hier sollte auch die Grenze ihrer Aktivität sein. Die frühen Jahre hatten ihre Zeit gehabt und waren erledigt. Friede und Vorrecht des Alters war es, sie angebrochen stehen und liegen zu lassen, wo immer sie lagen.

Jetzt aber ergriffen sie plötzlich die Initiative. Sie füllten die Plätze, Straßen und Parks, und keinen Schrittbreit überließen sie dem Heute. Auf jeder Straße, an jedem Gitter, wo der Kies knirscht, der Ohrwurm rennt, der Goldregen fließt, auf der elektrischen Bahn und vorm Schaufenster, um drei und um vier, auf dem Fußweg, auf dem Fahrweg, bei Mond und bei Sonne — seh ich mein Spiegelbild.

Die Stadt und ich spiegeln sich hin und her. Sie hält mich, zieht mich, betäubt und überfüttert mich mit angefangenen Geschichten. Vergangenheit etabliert sich als Gegenwart — als eine höchst unordentliche Gegenwart.

Hier bin ich drei Jahre alt, dort zwanzig, jetzt siebzehn, nun wieder zwölf. Atemlos, fasziniert und benommen stolpere ich durch die Zeiten.

Endlich eine solide Unternehmung am Horizont: Montag abend, 9 Uhr, Öffentliche Vorlesung «Goethes Stanzen».

Stanzen? frage ich mich auf dem Weg zur Universität. «Die allerlieblichste Trochäe» ist mit im Ohr. Nicht die Stanze. Aber wer immer sie sein mag, seit Tagen lockt sie mich als der Inbegriff des Friedens und der frommen Ordnung. Nur zu begreiflich für jemanden, der sein bißchen Identität weggeworfen hat und sich kindisch im Nichts herumtummelt.

Man war gerade vom Hörsaal G ins Auditorium Maximum umgezogen. Heiterkeit und Erwartung belebt den Riesensaal; eine etwas nonchalante Erwartung: natürlich, diese jungen Leute sind zu Hause hier, und Lernen ist für sie nicht eine Gnade, die vom Schnürboden heruntersegelt. Die älteren Leute legen Papier und Bleistift andächtig vor sich auf das Pult. Wahrscheinlich wissen auch sie, was sie tun und haben sich ihre Zettel zum Mitschreiben nicht heimlich in die Tasche geschoben, als gingen sie auf verbotene Abenteuer.

«Die italienische Stanze» schrieb ich auf, «wird 1784 von Goethe übernommen und erprobt. Acht gereimte Zeilen, dreimal a b, einmal c c, das ist Goethes Stanze. Wer immer sich an ihr versuchte, hat sie nach seinem Gefühl abgewandelt. Auch Schiller empfand die Stanze anders.»

Noch wußte ich nicht, was die Stanze mit uns vorhatte. Aber es freute mich, daß Empfindungen und ihre Manifestationen in diesem Saal so ernst genommen wurden, als handle es sich um Schwingungen an der Börse oder im Weltenraum. Sogar auf die wirren Erlebnisse meiner letzten Tage, ziemlich zweifelhafte Elemente, die ich draußen im Dunkeln gelassen hatte, fiel durch die hohen Fenster noch ein Abglanz von Respektabilität.

Hier aber, durch die Schulklasse, rauschte das wirkliche Leben, «aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit». Hier kreisten die Zeiten, ohne je zu verrinnen. Früh und spät war ein und daselbe. Mit dem Schleier des Alters vor meinem Gesicht saß ich den ewig jungen Göttern zu Füßen.

Die Goethesche Stanze, fuhr der Dozent fort, hat eine Doppelfunktion und fließt nicht einfach daher wie das Lied. Nebel ist ihr Wesen, ihr Bild — Klärung, Erleuchtung ihr Ziel.

Dreimal a b — der steigende Anlauf
Im Reimpaar c c — die Krönung und Lösung.

Der Mann am Rednerpult war von a b und c c genau so hingerissen wie ich. Er las mit der Blässe der Leidenschaft. Dann schlug er den Bogen von einer Dichtung zur anderen. Immer ist es der Glanz von oben, der sich mit den aufsteigenden Nebeln verbindet; hier die Poesie, dort wieder die Wahrheit, die der gefährdeten Phantasie steuert — jener heimliche Bezug von oben auf unten und unten auf oben.

Während ich sorgsam den Ausführungen des Dozenten folgte, strömte ich in der Hauptbeschäftigung mit den Stanzen davon. In breiten Wellen rollen sie daher, halten urplötzlich an und schwingen hinein in den Silberglanz des Reimpaars; dann rauschen sie weiter. — Dort wieder winden sich die ersten Zeilen einer Stanze mit ihren verschlungenen Reimen durch das Dickicht von Sehnsucht und Verlust, bis plötzlich aller Verschlingung ein Ende gemacht wird — in den direkten Reim hinein stürzt der unverbrämte Schmerz.

Der Saal leerte sich. Mit der Stanze im Ohr fieberte ich selig dahin.

Aus den Anlagen vor der Universität entfernten sich die letzten Hörergruppen. Auf dem Gipfel meines Abenteuers war Totenstille.

Die turbulenten Begleiter der vergangenen Tage warteten diskret an der nächsten Straßenecke auf mich. Ich hatte sie satt. Konnte man sie vielleicht in Zahlung geben für ein kleines bißchen Erleuchtung?

Der Wunsch, die Welt per Buch zu erobern, war in mir aufs Süßeste entfesselt. Wer konnte mich zwingen, noch länger den Erwachsenen zu spielen? Wer mir verbieten, mich morgen in aller Frühe immatrikulieren zu lassen? Wer wollte mich hindern, ganz schnell noch einmal von vorne anzufangen? Standen die Zeiten nicht schon lange auf dem Kopf und konnten den vollen Respekt von mir nicht erwarten! Ein neuer Rhythmus zeigte mir den Weg:

dreimal a b — der steigende Anlauf

Ordnung aus einem höheren Wissen — die Krönung und Lösung.

Aber, ach, nur eine Transparenz hatte ich eingetauscht, durch die uralte Sehnsucht geisterte. Strebte ich auch wie die Stanze nach Licht und Klarheit, so saß ich doch ganz offenbar auf einer Bank und huldigte dem Nebel.

*

Und dann passierte es.

Völlig unerwartet.

Kein Windhauch im Gesträuch.

Kein Schritt auf der Straße.

Auch keine Stimme.

Nichts als ein Satz. Kein besonderer, keiner, der zum Beispiel etwas aussagen könnte über den Umgang mit Toten. Aber ein Satz, dem es in seiner eigenen saloppen Weise nicht an Wärme fehlte:

Genug herumflaniert! kannst schon nach Hause kommen.

Da bist du — hätte ich sagen können oder — endlich bist du da.

Ich sagte gar nichts. Ich zog den leichten Sommermantel dichter um mich und schloß die Augen. Ordnung ergriff das verwilderte Herz und solches Entzücken, als sei der Tod nur eine Nebenerscheinung, die man vielleicht nicht ganz übersehen dürfe. Früh und spät hielt ich in meiner Hand. Und als ferner Begleiter stand am Himmel der Tod.